Feature II

Bei dem nachstehenden Text handelt es sich um einen privaten Bericht, den Emmi Buchert 1940 für die Familie verfasste. Enkelin Dr. Nicola Götz stellte Text und Fotos freundlicherweise zur Verfügung.

* * * * *

Mein Großvater, der promovierte Chemiker Rudolf Buchert (1893-1979), ging 1936 mit seiner Frau Emmi und drei Kindern nach Japan, um für die I.G. Farben ein Patentbüro in Tokyo aufzubauen. Seine Tätigkeit erstreckte sich auch auf die Mandschurei, und im Frühjahr 1940 verband er einen beruflichen Termin dort mit einem Abstecher nach Peking in Begleitung seiner Frau. Da sich diese Reise sehr kurzfristig ergab, hatten meine Großeltern keinen Platz mehr auf einem Schiff bekommen können und mussten sich stattdessen auf die etwas beschwerlichere dreitägige Zugfahrt machen.

In Peking wohnten sie im „Legation Quarter". Dieses Botschaftsviertel, in der Nähe des Tiananmen-Platzes gelegen, war nach dem Boxer Aufstand mit einer Mauer umgeben worden und alle Chinesen hatten wegziehen müssen, so dass es zu einer Art eigenen Stadt für Ausländer innerhalb der Stadt Peking wurde. Es wurden Boulevards im europäischen Stil angelegt und beeindruckende Bank- und Botschaftsgebäude sowie Grand Hotels errichtet.

Meine Großmutter hat in vielen Briefen ihre Erlebnisse und Beobachtungen in Japan ihrer besten Freundin und der deutschen Verwandtschaft beschrieben. Für ihre Reise vom 20.04.-30.04.1940 verfasste sie einen eigenen Bericht, den sie mit der Schreibmaschine tippte und mit einem Einband versah. Dazu gibt es ein Fotoalbum mit durchnummerierten Schwarzweiß-Fotos, auf die sie sich im Text bezog. Ein Teil der Fotos wird hier abgedruckt.

Nicola Götz

PEKING
20.4.-30.4.1940

Am 20.4. kamen wir nach drei Tagen Bahnfahrt etwas übernächtigt und bedrängt von dem schlechten Essen im Zug morgens in Peking an. Schon seit wir die Tokyo-Ebene hinter uns gelassen hatten, hatte das trübe Wetter begonnen, durch Korea war es noch gut, aber in Mukden war es zu scheußlichem Regen geworden, der platschend gegen die Abteilscheiben schlug und unterstützt durch weise Reden anderer über »schlechte

Jahreszeit für Peking« usw. unsere Stimmung schon zu beeinflussen begann. Es wurde eifrig gelesen und weniger ausgeschaut, wie es ja auch, wenn man von Japan kommt, ärmer und ärmer wird. Das Getreide, das in Japan schon in Ähren stand, kam hier fast aus der Erde erst. Endlose Weiten gegen das mandschurische Hügelland, kaum ein Baum, dafür umso mehr Gräber verstreut in allen Feldern. Die reicheren Bauern haben noch ein paar Bäume dabei stehen und das Stück Land mit den Grabhügeln ragt aus der Grasnarbe aus dem weithin gefurchten Boden, der ärmere dagegen hat seine ganzen Ahnen schon mit in sein Feld einbezogen und nur da, wo das Zentrum des Hügels ist, ist die Linie der grünenden Saat noch unterbrochen durch einen Grasbüschel, gekrönt durch einen Erdklumpen, mal etwas grösser, mal etwas kleiner. Nur dadurch, dass sie regelmäßiger verteilt sind, unterscheiden sich die ausgeteilten Misthaufen von den ersteren. Je mehr wir uns nun Peking näherten am anderen Morgen, umso reichlicher wurden die Erdhügel in den Feldern, oft so, dass sich das Verhältnis umdrehte und zwischen lauter Hügeln hier und dort noch ein paar kürzere Furchen auftauchten. Dann und wann war mal eine reichere Familie gewesen, die hatten dann ein Ton-Mal oder einen kleinen Stein auf ihre Gräber gesetzt oder gar einen ganzen kleinen Ahnenhain für sich. So grau wie das Feld und die Gräber waren auch die Häuser und Höfe, alles aus Lehm geschichtet oder aus Lehmziegeln zusammengebaut mit Strohdächern. Umso überraschender steigt plötzlich am Horizont das erste Riesenbauwerk Pekings auf. Nur ein Tor. Ein Tor, wie Peking in jeder seiner mehrfachen Stadtmauern und in jeder Himmelsrichtung eines hat. Riesenbauwerke, aber erst besonders riesig dadurch, dass alles andere einstöckig ist, aus der Ferne überhaupt noch nicht sichtbar.

Am Bahnhof scheidet sich gleich der Fremde vom Chinesen. Die Ersteren können gleich frei gehen bis zur Sperre, wo sie ihren Pass zeigen müssen, die Letzteren müssen sich von japanischen Soldaten abtasten lassen auf Waffen und was sonst für sie verboten ist zu besitzen. Kaum dass wir die Sperre hinter uns bringen, ergießt sich der ganze Strom von Hoteldienern, Rikscha-Kulis und Gepäckträgern auf uns. Während Rudi in der Wechselstube Geld wechselt, halten schon drei Träger unsere drei Gepäckstücke und ein Schwarm Kulis empfiehlt seine Gefährte. Wir wollten gern ein Taxi haben, um sicherer zu sein und uns und das Gepäck zusammen zu haben, aber das gab es nicht. So entschlossen wir uns zu einer kleinen glasbefensterten Pferdekutsche. Da konnten wir wenigstens zusammen bleiben und unser Gepäck war auch dabei, wenn auch zum großen Teil auf dem Dach. Von den Gepäckträgern kauften wir uns los und saßen nun also in unserem Käfterchen. Zwei Chinesen auf dem Bock und einer hinten auf der Gepäckstange, so ging's los. Ich war schon bereit, alles Neue und Überwältigende zu sehen, den blühenden Flieder, die Sonne, die Unmenge Menschen, die riesigen Tore, durch deren zwei wir schon in den ersten zwei Minuten hindurchfuhren. Rudi dagegen fühlte sich entsetzlich beengt, wollte nichts sehen, sondern nur wissen, wohin man uns verschleppen würde. Aber nach fünf Minuten Fahrt landeten wir doch richtig vor dem Legation Hospiz. Dort stiegen wir mit hörbarem Genuss erst mal in die Badewanne und dann aufs schöne weiche Bett, wir hatten ja drei Schlafwagennächte hinter uns. Da

hielt es uns aber nicht lange; denn da es inzwischen 12 Uhr geworden war und wir noch nicht gefrühstückt hatten, ließ uns diese innere Leere keine Ruhe. Das letzte Frühstück im Zug hatten wir uns nämlich erspart, da wir zum Speisewagen durch vier Wagen klettern mussten, von denen zwei dritte Klasse waren und, was das in China heißt, kann ich nicht in meinem bescheidenen Bericht über Peking alles beschreiben. Als wir unserer Wirtin unser Leid klagten, wollte sie uns gleich noch ein Frühstück bereiten. Da es aber schon über 12 Uhr war, meinten wir, wir möchten aufs Mittagessen warten, das es nach der Hausordnung doch in einer Viertelstunde geben sollte. »Ja«, sagte die Wirtin, die Schwester Gertrud, »nach japanischer Zeit, aber hier bei uns gilt chinesische Zeit.« d.h. wir hatten erst 11 Uhr. Schnell wurden die Uhren umgestellt und mit chinesischer gelebt. Worüber die Japaner sehr böse werden, aber sie können es nicht hindern, dass der Chinese als Privatmensch lebt, wie er mag. Wenn auch die Turmuhren, da wo die Japaner zu sagen haben, 12 zeigen, die Uhren im Legation Quarter und jede Chinesenuhr zeigen 11. Da haben wir dann doch noch etwas gegessen und dann geruht bis zum Mittagessen.

Nach Tisch hielt uns nichts mehr. Alle Müdigkeit war vergessen und los ging's. Mit Schwester Gertruds Hilfe wurden vor dem Haus zwei Rikscha-Kulis gemietet, die für den ganzen Tag je zwei Peking-Dollar (vielleicht zu vergleichen mit 2 Mark) bekamen und uns nun acht Tage gehörten und uns treu dienten. Wir fuhren gleich zum Himmelstempel, dem schönsten, was man hat in Peking. Da wir fürchteten, der Regen von Mukden könnte auch hierher kommen, wollten wir dieses Erlebnis wenigstens in strahlendem Sonnenschein genießen. Jeder stieg in sein kleines Gefährt und der Mensch vor uns setzte sich langsam in Trab. Fast geräuschlos, nur das leise Tappen der Stoffsohlen auf dem Asphalt ist zu hören, geht es durch die Straßen. Eine Unmenge solcher Rikschas hat Peking und, während Hunderte fahren, warten Aberhunderte auf der Straße auf Fahrgäste, rufen jeden Vorbeigehenden an und gehen ein Stück nebenher, handelnd um den Preis für die Fahrt. Dieselbe Strecke, die wir eben sorgenschwer und kleinlaut in unserer kleinen Kutsche gefahren waren, fahren wir nun wieder zurück, stolz wie die Herren in unserem eigenen kleinen Gefährt. Nach fünf Minuten schon hat man die Angst überwunden, hier anzurempeln, dort umgeworfen zu werden oder gar unter ein Auto zu geraten oder, wenn das gerade noch glückt, dann doch mit der Straßenbahn zu karambolieren. Nichts von alledem, mit kurzen Rufen und sicherem Instinkt, welches Knäuel sich am schnellsten entwirrt, treibt der Kuli durch die übervollen Straßen. Da gibt's Menschen! Oft allerdings möchte man auch sagen, das sind ja gar keine Menschen mehr. Es geht eine breite Straße gegen Süden hinaus. Geschäft reiht sich an Geschäft endlos und links und rechts gehen Gassen ab, jede ein Handwerk ausschließlich beherbergend. Der Kuli trabt und trabt, es ist immer alles wie ein aufgestörter Ameisenhaufen und es gibt endlos viel zu sehen. Am Straßenrand stehen oder hocken die Straßenhändler. Einer handelt mit Birnen, einer mit Orangen, einer mit faulen Orangen, dort sitzt eine Gruppe und verzehrt diese faulen Früchte, dort gibt's Tee, dort Pfannkuchen, dann wieder ein kleiner Stand mit Kram, ein paar alte Schuhe. Nach

Abb. 1. Tor mit Blick auf den Himmelstempel

ein Viertel Stunden Fahrt etwa lässt der Betrieb etwas nach und wir kommen ins Viertel der Holzsäger. Da sägen die Leute mit der Hand die dicksten Stämme des Hartholzes, dass ihnen der Schweiß von der Stirn tropft. Plötzlich ging es im rechten Winkel ab von der breiten Straße, die inzwischen schon sehr viel weniger Häuser hatte, aber dennoch von Menschen wimmelte, und vor uns lag ein großes Tor. Hinter diesem ein Wald von ganz alten Lebensbäumen. Ein langer sandiger Weg führte hindurch bis zur eigentlichen Tempelanlage. Die besteht aus zwei Zentren, je an einem Ende einer langen Straße, erhöht angelegt, von dicken Quadern gebildet. Ungefähr in der Mitte trifft man auf diese Straße und folgt ihr zuerst zum nördlichen Ende. Es mögen zweihundert Meter sein, bis man durch ein großes mächtiges Tor tritt (Abb. 1), das behäbig vor der ganzen breiten Straße liegt. Im Schatten des Torbogens werden Erfrischungen und die in der ganzen Welt gleich geschmacklosen Mitbringsel und Andenken feilgeboten. Sofort liegt wieder in circa hundert Meter Entfernung ein zweites ebensolches Tor mit blauen glasierten Ziegeln gedeckt vor uns. Es ist noch etwas tiefer, beherbergt noch mehr schreckliche Andenken, verbindet aber schon mit dem herrlichen Bau, der nur in vielleicht 80 Metern vor uns liegt (Abb. 2). Ein Rundbau aus drei leuchtend blauen Dächern mit grünbunten Dachsimsen, gekrönt von einer riesigen Goldkugel, steht auf einem Marmorthron, der dreifach das Rund umläuft, aus Marmorgittern und -pfosten. Das

Abb. 2: Himmelstempel

Ganze strahlend weiß und knallblau gegen den südlich strahlenden Himmel. Eine Farbenpracht und Schönheit, die man einfach nicht erzählen kann. Benommen von der Schönheit in Rhythmus und Farbe, von der Ruhe und der strahlenden Sonnenwärme fanden wir, dass wir noch nie so viel Schönheit gesehen hätten. Alles bisher Gesehene, Großartige, fiel uns ein, nichts konnte dies erreichen. Es war ein Erlebnis und blieb auch das Schönste von Peking. Nachdem wir uns am äußeren Rund, dem Gefüge der Treppen und Stufen so leidlich satt gesehen hatten, traten wir in den Tempel des Himmels, denn der war es, ein. Eine farbenprächtige Kassettenkuppel von enormen roten Säulen getragen überdachte den Platz, an dem der Kaiser von China am Neujahrsfest des Himmelsgottes gedachte. Draußen stehen noch sechs große kupferne Kohlenbecken, in denen die Stiere geopfert wurden; diesen hatte man die Namen aller zum Tod Verurteilten auf den Rücken geschrieben, die dann, nachdem der Kaiser hier das Urteil selber sprach, noch am gleichen Tag hingerichtet wurden. Nach Norden zu schließt sich ein großer Wald an das Steinplateau, auf dem der Tempel sich erhebt, um all die bösen Geister, die vom Norden kommen könnten, fern zu halten. Im Osten führt durch ein rotes hölzernes Tor eine langgezogene Treppe überdacht zu den Küchenräumen, in denen die Opferspeisen bereitet wurden. Alles liegt im Wald, über den es sich nur um einige Meter erhebt. Durch den alten Wald gehen wir außen herum zurück und unter der Tempelstraße hindurch zur Ausgangsstelle unserer Wanderung, um uns dann von dort aus nach Süden wendend den Himmelsaltar anzusehen. Wir verfolgen ein ebenso langes Stück dieser erhöhten Straße und kommen auch dort zu einem vorbereitenden Tor, das uns den Blick freigibt auf einen kleinen runden Tempel, nur einfach bedacht, aber ebenso strahlend blau wie der große erste. Da wir von Norden an ihn herankommen, müssen wir erst ganz um seine schützende Mauer herum. Denn vom Norden gibt es keinen Eingang, da würden ja sonst die bösen Geister hereinkommen.

Durch ein schönes Tor tritt man dann von Süden in den Hof, in dem er liegt, der kleine Bruder des großen, an dem wir eben waren. Er hat nur eine Marmorbrüstung und nur ein blaues Dach und nur einen bunten Fries; er ist ja auch nur eine kleine Zwischenstufe auf dem Weg zum Himmelsaltar. Dieser (Abb. 3) ist ein Rund aus weißem Marmorgitter, das einfach in den blauen Himmel steigt. Er umschließt den »Nabel der Erde«, ein gedachtes Zentrum der Welt (Abb. 4). Von vier Seiten führen durch

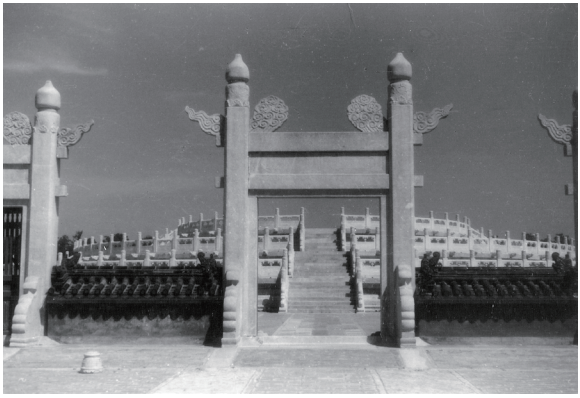

Abb. 3: Am Himmelsaltar

hohe Marmor-Tore die Treppen hinauf zur Mitte, einer Marmorplatte, die von neun anderen Platten umgeben ist, diese wieder von einer durch neun teilbaren Zahl Platten, das Ganze eine große Marmorfläche. Hier steht man und weiß eigentlich selbst nicht, warum es so schön ist. Es müssen phantastische Aufzüge gewesen sein, als hierher der Kaiser zum Beten kam. Weithin erstreckt sich außen herum das Grün, die bösen Geister abzuhalten.

Abb. 4: Am Himmelsaltar

Es mögen wohl fast zwei Stunden gewesen sein, die wir in dieser Schönheit verbracht haben. Wir kehren zu den Rikschas zurück und fahren im lautlosen Trab zurück durch den alten Geisterwald und in die Stadt. Hier nimmt uns wieder das große Leben auf. Man weiß nicht, wohin man schauen soll, lehnt sich in seiner Rikscha zurück und lässt erst mal alles an sich vorbeigleiten. So etwa, wie man es mit einer fremden Sprache macht, die man erst immer nur am Ohr vorbeigleiten lässt, unfähig nicht nur sie zu verstehen, sondern sogar unfähig einzelne Laute aus ihr zu erfassen; erst mit der Zeit formt es sich für das Ohr. So geht es hier dem Auge. Nachdem wir uns einige Zeit zuhause ausgeruht haben, hält es uns nicht mehr daheim. Zwar fühlen wir keine Kraft mehr etwas anzuschauen, aber was hindert uns, uns einer einkaufslustigen Dame anzuschließen und mit in einen Teppichladen zu gehen. Er liegt in derselben Straße, aus der wir gerade kommen, aber das macht nichts. Man steigt wieder in die Rikscha, sagt wohin man möchte, und nach drei langgezogenen Schritten fällt der Kuli wieder in seinen Trab. Fröhlich unterhalten wir uns von einer Rikscha zur anderen und platzen fast vor Übermut, dass es uns so gut geht. Diesmal sehen wir schon mehr auf unserem Weg, freuen uns, dass wir nicht in die volle Straßenbahn brauchen, bei der die Leute außendran hängen und in der es sicher tüchtig hupft. Wir freuen uns aber auch ebenso, dass wir nicht Fußgänger sind und dem dauernden Ansturm der Rikscha-Kulis standhalten müssen, die jeden Fußgänger, der zahlungsfähig aussieht, solange begleiten, bis er sich geschlagen bekennt und doch in ihrer Rikscha sitzt. »Außerhalb Chien Men« nennt man die große Straße in der Chinesenstadt[1], durch die wir jetzt wieder fahren (Abb. 5). Während sie selbst alle Sorten Geschäfte beherbergt, gehen von ihr kleine Gassen ab,

1 Damit wird die Äußere Stadt bezeichnet, in der sich z.B. der Himmelstempel befindet, im Gegensatz zur Inneren Stadt bzw. Tartarenstadt, die unter anderem auch die Verbotene Stadt umfasst.

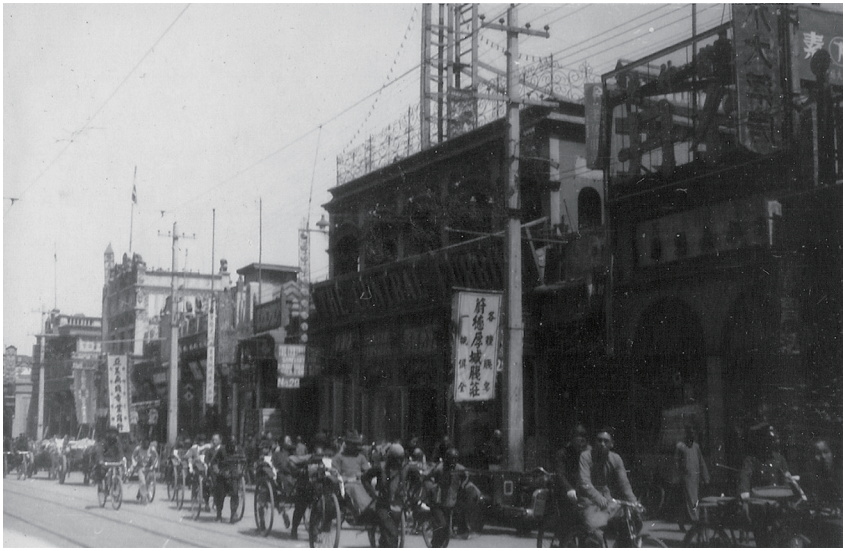

Abb.5: Straßenszene Chinesenstadt

gerade noch breit genug für eine Rikscha, die jede ein anderes Handwerk ausschließlich bewohnt. Da ist die Laternenstraße, die Jadestraße, die Messingstraße, die Blumenstraße usw. Nachdem wir beim Teppichkauf natürlich nicht nur assistiert, sondern selbst auch einiges ausgesucht haben, kehren wir befriedigt heim. Zuhause angekommen fällt uns ein, dass wir doch eigentlich einen Besuch bei Severitts machen müssen, dem I.G.-Leiter von Tientsin, der seit der großen Flut in Tientsin hier in Peking wohnt und jedes Wochenende bei seiner Familie verbringt. Rudi war vor sechs Jahren mit ihm zusammen von Amerika nach Japan gefahren. Jetzt hatte er uns das Zimmer im Legation Hospiz reserviert und wir mussten Dank sagen gehen. Dafür wurden wir zum nächsten Tag zu einer Sonntagsautofahrt zum Sommerpalast der chinesischen Kaiser eingeladen, was wir natürlich gerne annahmen.

So fing als unser zweiter Tag gleich gut an. Bei strahlendem Wetter und etwas kühlendem Wind wurden wir um halb zehn Uhr im Auto abgeholt und los ging's in die Gegend. Ich weiß nicht mehr, wie alles aussah, nur dass an jeder Mauerecke »Oppose the British« oder »Down with Britain« stand, ist mir deutlich in Erinnerung geblieben. Während wir im Auto saßen, trauerten wir sehr der Rikscha nach; es ging uns viel zu schnell, gab zu viel Krach und Staub und der ganze Himmel war verloren, abgeschnitten durch das Dach. Am Sommerpalast war leider Sonntagsbetrieb, voll und entsetzlich laut. Wir lassen unser Auto draußen und betreten das heilige Gelände durch zwei große rot-bunte Tore. Vor uns liegt ein großer See, von uralten Kopfweiden umstanden und zu verschiedenen Inseln spannen sich strahlendweiße Marmorbrücken (Abb. 6) über das

braungrüne Wasser unter dem knallblauen Himmel. Zu unserer Rechten erhebt sich ein kleines Gebirge, auf dem der Palast steht, malerisch bis ans Seeufer herabfallend. Wir machen befehlsgemäß (auf der Palastseite wäre es zu voll) den Weg rund um den See, wo wir uns in zweieinhalb Stunden reichlich müde laufen. Immer an einer hohen Mauer entlang, begleitet von unsagbarem Froschgequake, führt unser Weg. Oft haben wir wunderbare Blicke auf Tempelchen, Brücken und über den See zum Sommerpalast hin (Abb. 7, 8), aber als wir endlich am Palast ankommen, ist unsere Kraft zu Ende; denn der Weg lag in der Sonne, die vor der Mauer herrlich brütete, und so müssen wir darauf verzichten, die sehr schönen Ruinen des 1865 von den Engländern zerstörten Sommerpalasts und den neuen Palast aus der Nähe zu sehen. Wir gehen nur unten am See unter den leicht aufsteigenden Mauern des Palastes her, sehen durch ein weißes Marmorgitter die Sonne auf dem See, über uns weißer Flieder und gelbe Rankrosen. In wunderbaren schönen Linien läuft das weiße Marmorgitter am See entlang, eine breite Promenade zum See hin abschließend. Ein paar breite Stufen führen vor dem Palast in den See; hier hat das kaiserliche Boot angelegt, wenn es die hohen Gäste aus der Stadtresidenz auf dem Wasserwege nach hier brachte. Zwei entzückende kleine Häuschen, nur ein Dach auf Säulen, mögen die Wächter dieses Weges beherbergt haben. Sie liegen am Ufer, fast etwas über dem See. Vielleicht waren es auch kaiserliche Teehäuschen. Nach fast drei Stunden Weg schließt sich der Kreis, wir finden unser Auto wieder und fahren heim zu Severitts, wo wir zu Curry und Reis eingeladen waren. Nach einem fürstlichen Mahl (die Chinadeutschen legen alle sehr viel Wert auf gutes Essen) kommen wir gegen vier Uhr heim. Vor unserem Hospiz wartet bereits der Führer aus dem Himmelstempel, um uns zu neuen Ta-

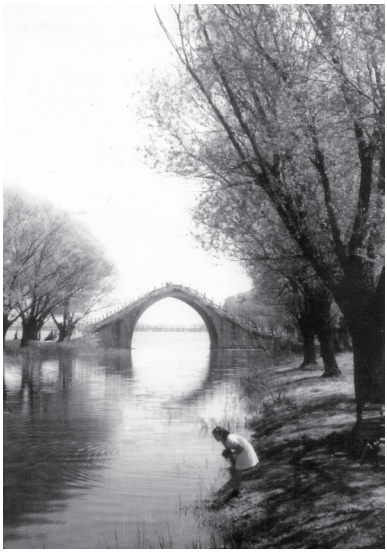

Abb. 6: Jadebandbrücke am Sommerpalast

Abb. 7: Sommerpalast

ten zu überreden. Wir brauchen nur eine halbe Stunde Ruhe, dann geht es allerdings weiter. Wir steigen wieder in unsere geliebte Rikscha, der Führer bekommt auch eine und fort geht es wieder leise und mit dem freien Blick über alles. Diesmal nun bleiben wir im Stadtinneren. Das Innerste, die Verbotene Stadt, ist zwar leider schon geschlossen, aber daneben liegt der Zentralpark, der wie alles Schöne früher nur für den Kaiser und die Mandarinen zu betreten war. Für fünf Cent Eintritt kann man jetzt hinein (es genügt um Bettler fort zu halten). Wir gehen nur einmal durch, sehen herrliche Pfauen und riesige Goldfische mit Augen so groß wie kleine Taubeneier. Alles ist voll weißer Flieder. Am jenseitigen Ausgang treffen wir unsre Rikschas wieder und es geht unter der riesigen Mauer der Verbotenen Stadt entlang zum Nordpark. Wieder fünf Cent Eintritt und wir lassen die Straßen und das Leben hinter uns. Durch ein großes Tor treten wir ein in einen schönen Park und gehen gleich zur mongolischen Dagoba, ein Bauwerk, das seiner eigenartigen Form wegen von den nüchternen Europäern meist Flaschenpagode genannt wird. Sie liegt auf einem kleinen Hügel, von dem man einen schönen Blick über die Stadt und Seen hat. Die Dagoba selbst soll eine heilige Schrift beherbergen. Vor ihr steht ein kleiner Tempel, in dem ein gefährlich aussehender löwenköpfiger mongolischer Buddha sitzt. Die Rückseite dieses Hügels, die ganz dem See zugewendet ist, ist bepflanzt mit lauter kleinen Häuschen, verbunden mit Wandelgängen und Treppen über Felsen und Steinen hin. Jetzt sind alles kleine Restaurants, in denen man schön sitzt und kleine chinesische Gerichte verzehrt. Der Steinboden in ihnen ist besät mit Schalen von Sonnenblumenkernen und Kürbiskernen, die die Chinesen vor jeder Mahlzeit knappern und Maßstab sein mögen dafür, ob das Lokal gut besucht war. Durch die verschlungensten dunklen Liebespfade, früher alles nur für den Hofadel zugängig, kommen wir zum See selber und setzen mit einer bedachten Fähre über zum Winterpalast. Er ist nicht zu besichtigen, da ihn die Japaner für Zeremonien für ihre Gefallenen benutzen; aber in seiner Nähe steht die berühmte Neundrachenmauer, die schon von Kublai Khan stammen soll, aber noch in ihrer strahlenden bunten Keramik erhalten ist wie neu. Nachdem wir uns noch etwas an den schönen Gartenanlagen erfreut haben, geht es heim. Bei wundervollem Mondschein gleiten wir wieder über den stillen See und über dunkle Pfade, die sich nun langsam mit den abendlichen Besuchern der Lokale am See bevölkern, (dann) geht es zu den Rikschas zurück und heim ins Hotel. Müde fallen wir nach dem Essen in unsere Betten.

Abb. 8: Sommerpalast

Der dritte Tag beginnt mit dem Gang zum mandschurischen Konsulat, wo Rudi ein neues Visum braucht für neuerliche Einreise nach Mukden. Es ist sehr voll und kostet leider einige kostbare Stunden. Nebenbei ist noch eine eigene Schreibstube, wo die des Schreibens unkundigen Chinesen sich ihre Papiere ausfüllen lassen können. Sie ist stark besucht. Die schlimmste Plage aber für die Beamten sind die vielen Russen. Sie können meistens weder die englischen noch die chinesischen Vordrucke lesen und die Beamten haben ihre liebe Not sich mit ihnen zu verständigen. Tränen haben wir gelacht über ein russisches Väterchen, der in derselben Lage war. Nichts konnte er lesen und schwer von Begriff war er auch. Mit breitem Grinsen, das schon direkt ansteckend wirkte, sagte er bloß immer: Ruski, Ruski. Ein Beamter versuchte ihm zu erklären, dass in der einen Rubrik stehen müsse, wie groß er sei und legte bei sich die Hand so oben an die Haare, wie man es macht, wenn man seine Größe nachmessen will; darauf stellt sich der Russe vor ihn, tut das Gleiche und sagt: Ruski. Der Beamte hatte Gott sei Dank Humor und lachte mit uns allen. Schließlich ergriff Rudi einfach das Formular und schrieb »1,78 m« hinein. Begriffen hat es Väterchen nicht, aber er strahlte, dass da etwas stand und er nun zum Nächsten übergehen konnte. Wir haben selten so herzhaft gelacht wie da und er lachte immer mit.

Den Rest des Vormittags hat Rudi verpackt und verschrieben. Nach Tisch fuhren wir dann noch in die Verbotene Stadt. Sie beherbergt in ihren riesigen, mit gelben Porzellanziegeln gedeckten Mauern das kaiserliche Zentrum, Paläste, Krönungshallen, Bibliotheken, Tempel, Frauenhöfe und alles. Sie hat vier große Eingänge durch ihre doppelten Mauern und über ihren Graben hin, den vier Himmelsrichtungen entsprechend. Nicht immer sind alle geöffnet und so führten uns unsere Kulis heute zum Osttor, durch das wir die großen weiten Höfe mit den riesigen Hallen, thronend auf Sockeln, von dreifachen Marmorbrüstungen umgaben, betreten konnten. Hier wächst kein Baum noch Strauch, nur unerlaubtes Unkraut gedeiht zwischen den Quadern im Hof und auf den Dächern weht das Gras im Wind. Alles ist menschliches Bauwerk, grauer Stein der Höfe, rote Bauten mit buntem Dachgebälk und leuchtend gelben Dachziegeln (dem Abzeichen der kaiserlichen Bauten), umgeben von weißen Marmorgeländern und weißen Treppen, die zu allem hinaufführen. Jedes dieser Bauwerke (Abb. 9) enthält immer nur eine Halle, die von riesigen roten Säulen getragen ist und eine wunderschöne Facetten-

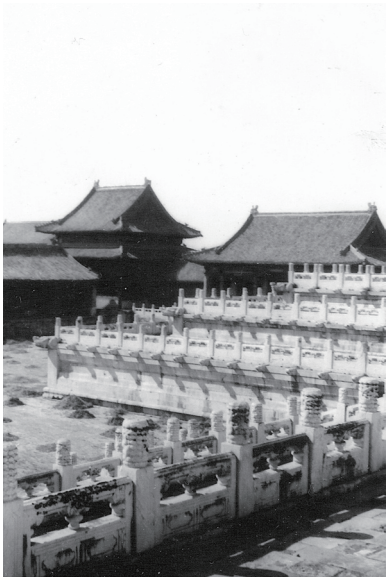

Abb. 9: Verbotene Stadt

decke hat, in Rot und Gold. Wie die Hallen ursprünglich verwendet waren, lässt sich für uns Betrachter nicht mehr so ganz feststellen, jetzt enthalten sie das Kostbarste an gestickten Wandschirmen, geschnitzten Thronsesseln, an Jadevasen, an Cloisonné-Vasen, was man sich denken kann. Nachdem wir durch alle Höfe, über alle Treppen mal gegangen waren, unter allen Säulen mal gestanden, aber nicht an den kleinen Restauranttischen, die sich unter den großen Toren aufbauten, gesessen hatten, gingen wir zu unseren Rikschas zurück, die vor der ersten Stufe zur ersten Halle standen, und fuhren in Richtung auf das Westtor zu durch weite Höfe und Gänge. An einer schönen Porzellansammlung mussten wir leider vorbei, denn Rudi musste schon an seinen Zug denken, der um sieben Uhr japanischer Zeit oder sechs Uhr unserer chinesischer Zeit abfuhr und zu dem man gern eine Stunde früher hingeht, um selbst in der ersten Klasse noch einen Sitzplatz zu bekommen. Leider sind wir auch nachher nicht mehr dorthin zurückgekommen.

Abb. 10: Bronze, Verbotene Stadt

Nach dem Tee brachte ich Rudi zum Bahnhof und hatte große Mühe, als ich von dort zurückkam, mich gegen all die auf mich eindrängenden Rikscha-Kulis zu behaupten, bis der meine, der vor dem Bahnhof auf mich warten sollte, mich entdeckt hatte. Das war gerade in dem Augenblick, als der nahe Verkehrspolizist mir zu Hilfe eilen wollte, leise lächelnd über die arme Europäerin, die sich aber gar nicht so unglücklich fühlte, wie er wohl gedacht haben mag. Auf meiner einsamen Heimfahrt begegnete ich dann Fräulein Schätte, die mich gerade aufgesucht gehabt hatte und meine treue Begleiterin für die nächsten Spätnachmittage und Abende wurde. Gleich wurde beschlossen, zum Nordmarkt zu fahren, und in der Fahrt kehrt gemacht und unsere Rikschas trabten nebeneinander her durch die dickste Verkehrsstraße, an der alle europäischen Geschäfte liegen, zum Nordmarkt. Das sind einfach eine Unmenge von kleinen Geschäften unter einem einzigen riesigen Dach. Da gibt es alles, was man sich denken kann: Altwaren, Schmuck, Schuhe, Wäsche, Lebensmittel, Spielsachen, Handarbeiten, ja sogar eine kleine Strumpffabrik. Ab und an scheint die Sonne dazwischen, sonst ist alles trüb und in den einzelnen Läden brennt beständig Licht. Wir waren auf Schuhe aus, probierten in jedem der vielen Schuhläden, fragten nach dem Preis und gingen weiter, ebenso mit Badetüchern, bis wir zum Schluss doch mit einem großen Badetuch und ein paar Schuhen für Günther wieder bei unseren Rikschas landeten. Auf der Rückfahrt gerieten wir in eine japanische Kontrolle der Stadt, mussten aussteigen, unsere Kulis und Rikschas unter-

suchen lassen. Uns selbst dürfen sie nicht berühren. Dann ging's weiter und im Dunkeln rollten wir wieder ins Legation Quarter ein. Zum Abendessen geht jeder an seinen Tisch und nachher sitzen wir noch bis spät bei mir zusammen und schwätzen.

Abb. 11 und 12: Verbotene Stadt

Am nächsten Morgen sehe ich mich nun allen Unternehmungen allein gegenüber und beschließe zunächst mal auf den Kohlenhügel zu steigen. Das ist ein künstlicher, aufgeworfener Hügel, der zum Schutz gegen die bösen Geister und zum Schutz gegen einfallende Feinde vor dem Nordeingang der Verbotenen Stadt liegt. Durch das erste Tor darf die Rikscha mit durch und bringt mich zu der Stelle des Aufstiegs, wo man auf langen Stufen unter alten Kiefern von Station zu Station zum krönenden Tempel aufsteigt. Von dort hat man einen ganz

wunderbaren Blick zunächst auf die Verbotene Stadt, dann auf die Kaiserstadt mit ihren Seen und darüber hinaus auf die Tartarenstadt[2], auf ganz Peking, das in seinen rechtwinkligen Straßen sehr übersichtlich sich unten ausbreitet. Die Sonne scheint warm und beim Aufsteigen stehen die alten Bäume und die roten Tempel farbig sehr schön vor dem tiefblauen Himmel. Oben verweile ich ziemlich lange, genieße das Alleinsein, kein Mensch ist weit und breit, und klettere dann auf der anderen Seite, die ganz symmetrisch die gleichen Stationen hat, wieder abwärts, wo meine Rikscha mich schon erwartet. Oben hatte ich beschlossen, nun mal vom Nordeingang in die Verbotene Stadt zu gehen und ich habe Glück, er ist offen. Nach bezahltem Eintritt geht es wieder durch

2 Vgl. Fußnote 1.

zwei mächtige, enorm dicke Tore in ebenso mächtigen Steinmauern, die immer dort, wo unten das Tor ist, noch hoch überbaut sind. Nachdem ich das zweite Tor durchschritten habe, bleibe ich erst mal stehen, so schön ist es da. All das schon so oft gesehene, die schön geschwungenen Dächer mit den süßen Dachreitern, die großen Bronzen, die kleinen Höfe, alles liegt hier unter uralten Bäumen malerisch versteckt (Abb. 10, 11, 12). In bezaubernden Rhythmus ist da mal ein runder, mal ein rechteckiger Bau, mal einstöckig, mal zweistöckig. Der Flieder blüht in Mengen und Pfingstrosen und zwischen den Steinen im Hof duftende Veilchen. Ich bin ganz übergeschnappt vor Freude und der Wärter lässt mich nicht aus dem Auge, während ich von einer Ecke in die andere krieche, um immer ein möglichst gutes Bild zu haben. Leider erwiesen sich nachher beim Fotomachen die vielen Einzelhöfe immer als zu klein, d.h. man bekommt nicht genügend Abstand, um die ganzen Bauten aufnehmen zu können. Man sollte ein Weitwinkelobjektiv besitzen. Nachdem ich viele Höfe durchgangen habe, führt mich ein Wegweiser zu einer Ausstellung alter Steinzeichnungen und Handzeichnungen. Besonders schön ist die Darstellung des Reisbaus und der Seidenzucht. Noch weitere Höfe standen offen, aber ich hatte einfach genug, ging richtig genießend das Ganze nochmal zurück und fuhr dann mit der Rikscha heim.

Abb. 13: Ahnentempel

Nach Tisch fuhr ich zum kaiserlichen Ahnentempel (Abb. 13), der sich an die Verbotene Stadt anschließt und auch wunderschön ist. Sich an Schönheit steigernd liegen vier große Hallen hintereinander, deren je zwei der Ahnenverehrung bzw. der Aufbewahrung der Ahnentafeln dienen. Alles befindet sich noch in dem Zustand, wie es wohl

auch benutzt worden ist, nur ist alles von endlosem Staub und Sand bedeckt, was in Peking kein Wunder ist; denn wenn es nur siebenmal im Jahr regnet, kann man sich denken, wie viel Staub jeder kleine Wind hochhebt.

Am Abend war ich dann noch mit Fräulein Schätte und Kollegin, welche fließend Chinesisch sprach, in der Metallstraße, wo mir von meinen Begleiterinnen alle zwei Minuten geraten wird, meine Tasche gut festzuhalten. Ganz in der Nähe ist der Diebesmarkt, wo alles gleich wieder umgesetzt werden kann. Die einheimischen Europäer finden trauernd, dass er sein schönes Gesicht verloren hat, seit die Japaner sich zu sehr darum kümmern. Zur Rückfahrt wird's so schauderhaft kalt, dass ich schlotternd in meiner Rikscha sitze, und zu Hause gleich in mein schönes Lammfelljäckchen steige, das mir Rudi noch geschenkt hat, ehe er fortfuhr.

Wie ich am anderen Morgen, wie gewöhnlich gleich vom Bett aus an das Fenster gehe, um nach dem Wetter zu schauen, fällt mir ein eigenartig trübes Licht entgegen. Die Sonne scheint und doch scheint sie nicht; denn durch diesen Sand und Staub ist es ihr unmöglich durchzudringen. Die Luft ist voller Staub und Sand, ein Sandsturm. Da ist mit Besichtigen nichts zu machen, denn da hat man Augen, Hals und Ohren unentwegt voller Sand und tut gut daran verhüllt, wie eine Mohammedanerin, auf der Straße zu sein. Man macht sich gar keine Vorstellung von so viel fliegendem Sand. Mir erzählte Fräulein Schätte, dass ein guter Sandsturm durch alles hindurch geht. Sie habe eines Tages auf dem Fuß ihrer Schreibtischlampe, die hinter verklebten Doppelfenstern steht, Sandverwehungen gehabt. Mich brachte dieser Sandsturm zum Frisör, und dick vermummt in der Rikscha sitzend, zu allerlei Einkäufen. Erstmal braucht jeder ein Mitbringsel, und dann gibt es viel Nützliches, das man in Japan nicht mehr bekommen kann (Gries, Rosinen, Korinthen, Schokolade).

Meine richtige Unternehmungslust ruht, bis Rudi zurückkommt und begeistert kann ich ihm dann schon alles bisher Gesehene zeigen. Wir gehen noch mal zum Kohlenhügel und zum Nordeingang der Verbotenen Stadt, wo auch Rudi sehr begeistert ist. Am Abend gehen wir mit Fräulein Schätte in die Flowerstreet, das ist außerhalb des Hatamen-Stadttores und eine neue Gegend für uns. Auf der breiten Straße, auf der das Volk wie Ameisen stadtaus, stadtein strömt, steht ein Tisch neben dem anderen mit den seltsamsten Sachen, kleine Garküchen und Wirtsstuben; jeder bietet das Seine mit viel singendem Geschrei an. Nach etwa hundert Metern auf dieser herrlich lebendigen Straße biegen wir in die kleine Blumenstraße ein. Unsere Rikschas, die erst fröhlich nebeneinander fuhren, damit wir uns auch unterhalten konnten, müssen nun hübsch hintereinander bleiben in dieser engen Gasse. Zuerst bietet sich uns hier ein trauriges Bild, denn etwa 20 bis 30 der Läden sind nur noch eine Trümmerstätte, da hier vor 14 Tagen ein schwerer Brand war. Aber die emsigen, nie unterzukriegenden Chinesen bauen schon wieder auf und es gibt schon wieder viel dort zu kaufen. Wir kramen lange in einem Schmuckladen herum, finden aber nichts, das uns gefällt und gehen nach dreiviertel

Stunden so wieder hinaus. In unseren Rikschas schaukeln wir die schmale Gasse wieder zurück und wieder nimmt uns das Leben der großen breiten Straße von Hatamen ganz gefangen. Auf die Stadt zufahrend ist es noch eindrucksvoller, weil nun all das kleine Menschengewusel von dem mächtigen Hatamentor gekrönt wird, das sich nur noch als dunkle Silhouette vor dem nächtlichen Himmel abzeichnet. Zwischen den zwei großen Toren der Stadtmauer fährt heute die Eisenbahn und, da gerade ein Zug erwartet wurde, mussten wir unter Hunderten von Menschen warten, die sich vor dem Gittertor, das die ganze Straßenbreite sperrt, gestaut hatten. Gleich drängten sich Bettler und Bettlerkinder zu unseren Rikschas durch und mit unentwegten Verbeugungen und künstlich traurig gestellten kleinen Gesichtchen versuchten sie uns zu erreichen. Diese kleinen Wesen sehen oft zu niedlich aus. Allerdings dringt man zu dieser Einsicht erst durch, wenn man gelernt hat, über den entsetzlichen Dreck auf Körper und Kleidern hinwegzusehen. Oft sieht man kleine Bübchen, so von zwei bis zehn Jahren, die mitten auf ihrem sonst bubenhaft kahlgeschorenen Kopf einen kleinen Schopf stehen haben. Manche haben einen in der Mitte in der Länge eines Mädchenzopfes, der, damit er nicht schlapp herunterhängt sondern weithin sichtbar ist, mit einem roten Bändchen so fest umwickelt ist, dass er bis auf das letzte Schwänzchen steif hochsteht. Manche haben einfach vorn und hinten einen tüchtigen Schopf stehen gelassen. Mit all dem hat es eine recht niedliche Bewandtnis: Der Bub gilt in der chinesischen Familie sehr viel, er setzt die Familie fort, er ist notwendig, um die Ahnen zu ehren.

Abb. 14 und 15 (nächste Seite): Hochzeitszug

Aus demselben Grunde möchten die bösen Geister aber auch gern kleine Buben haben und würden sie also stehlen, wenn man sie nicht weithin mit einem Schopf oder Zopf als Mädchen kennzeichnet, die nicht gestohlen werden, weil sie keinen weiteren Wert darstellen. Je kleiner der Bub je größer der Aberglaube der Eltern, umso länger ist das Schwänzchen und umso süßer sieht der kleine Mann aus und wenn er dann gar noch eine Schnellfeuerhose anhat, die beim Bücken den ganzen kleinen Po in Erscheinung treten lässt, ist alles beisammen, was uns immer wieder von Neuem belustigt hat an den kleinen Chinesenbuben. Zu weiteren Unternehmungen reicht am Abend unsere und besonders Rudis Kraft nicht mehr, da er ja morgens erst von einer 24-stündigen Bahnfahrt heimgekehrt war.

Umso emsiger stürzen wir uns am nächsten Morgen wieder auf alles. Erstmal müssen unsere letzten englischen Pfund-Schecks umgesetzt werden, denn es beginnt schwierig damit zu werden. An einer chinesischen Bank werden wir sie für einen etwas geringeren Kurs doch noch los und sind überglücklich, denn wir glaubten sie schon verloren. Dafür geht es dann gleich in einen Pelzladen, in dem ich schon lange mit einem Silberfuchs geliebäugelt hatte und das schöne Tierlein wird als Weihnachtsgeschenk für mich gekauft. Von dort fahren wir zum Nordmarkt, den ich Rudi noch zeige, und kramen da in allen Kurioläden herum. Rudi kauft aber als Einziges ein kleines chinesisches Chemiebuch, das ihn mächtig interessiert. Auf der Rückfahrt kehren wir nochmal im kaiserlichen Ahnentempel ein und machen dort noch schöne Aufnahmen. Nach Tisch gehen wir zum Lama-Tempel, d.h. auch für mich wieder Neuland. Er liegt etwas weit

draußen, aber die Kulis traben alles treu ab, nur ein paarmal häufiger fahren sie sich mit ihrem schmutzigen Schweißtuch über den kahlgeschorenen Schädel.

Auf unserer Fahrt dorthin begegnen wir unentwegt Hochzeitszügen (Abb. 14, 15), denn es ist ein Glückstag und da muss geheiratet werden. Sie sehen recht interessant aus; denn der Sänfte der Braut, die von sechs bis acht Trägern getragen wird, geht ein großes und recht unheimliches Musikkorps voraus mit Fahnenträgern, Schirmen und Spiegelträgern. Meistens schauen unter den grünbunten Überröcken der Träger und Musiker die Lumpen ihrer täglichen Kleidung heraus; denn es sind alles Leute der Bettlergilde, denen traditionsgemäß dieser Beruf zufällt. Leider, oder viele sagen Gott sei Dank, haben wir solche Kapelle nur in Ruhestellung gesehen, mit den Pfundspauken auf dem Rücken und den Trompeten unterm Arm. Man sagt: wehe wenn sie los gelassen. Ebenso interessant war eine Beerdigung. Der Sarg wird in einer riesigen Totensänfte getragen und ihm voraus schreiten lauter »weiß«-gekleidete Burschen, die weiße Papierwedel tragen, voraus wieder eine Musikkapelle (Abb. 16). Dem ganzen Zug folgen die weißgekleideten Leidtragenden in einigen Kutschen. Auch der Tag für die Beerdigung eines Familienmitgliedes hängt vom Stand der Sterne ab und so soll es möglich sein, dass in China ein Sarg vier Wochen im Trauerhaus steht, bis der richtige Zeitpunkt zur Beisetzung gekommen ist.

Abb. 16: Beerdigungszug

Am Eingang zum Lama-Tempel lassen wir unsere Rikschas zurück, nachdem sie den erbetenen Extragroschen für einen kühlen Trunk im Teehaus nach der langen Fahrt er-

halten haben. Durch recht morsche, baufällige Holztore traten wir ein in einen Hof, der von einer Mauer umgrenzt ist, hinter der die Wohnhäuser der Priester und Schüler liegen. Durch ein weiteres Tor treten wir in den ersten der vier Tempel ein. Treu zünden wir mit einem Glühholz eine Kerze, die uns Glück bringen soll, an und bezahlen unsere Cents dafür; als wir aber im zweiten und dritten dasselbe für Gold und Reichtum tun sollen, da wird es uns zu dumm, was dem armen Priester gar nicht eingehen will. Wir sehen uns die verschiedenen Tempel an, die die verfallensten sind, obwohl sie noch benutzt werden; aber die Sekte ist sehr arm und wird nicht staatlich unterstützt. Es ist der einzige zweistöckige Tempel, wobei der Oberstock von zwei verschiedenen Bauten mit einem Laufgang verbunden ist (Abb. 17). Das Ganze macht aber einen so baufälligen Eindruck, dass man nicht wagt der Sache näher zu treten. Im letzten der vier Tempel wird gerade Gottesdienst gehalten, d.h. recht unaufmerksame Schüler lesen oder singen im Wechselgesang mit den Priestern, die hinter dem Altar beten. Die ganze alte Farbigkeit der Priestertracht ist nur noch durch umgeschlungene lumpige Tücher angedeutet, die bei den Schülern leuchtend gelb, bei den Priestern rot sind, soweit sie nicht vor Schmutz und Verblichenheit eine andere Farbe angenommen haben. Nachdem wir dem monotonen Gesang des Gottesdienstes einige Zeit in der offenen Tür stehend zugehört haben und der Priester mit dem Opfer für die Armen den Tempel verlassen hat, schlendern wir nochmal durch alle Höfe und kehren von Bettlern begleitet zu unseren Rikschas zurück, die uns einige hundert Meter weiter zur Klassikerhalle und dem Konfuzius-Tempel bringen. Im Hof der Klassikerhalle stehen unter alten Bäumen viele große Steinplatten, in die die Schriften des Konfuzius und der anderen Größen eingemeißelt sind. Jede Platte steht auf dem Rücken einer mächtigen steinernen Schildkröte (dem Zeichen des langen Lebens) und die wichtigsten und wohl auch ältesten von ihnen stehen jede in einem eigenen Haus, welches aus vier mächtigen Pfeilern besteht, die ein buntes Ziegeldach tragen. In der Halle der Klassiker selbst befindet sich eine umfassende Ausstellung von alten chinesischen Musikinstrumenten und außerdem sind dort Abdrücke von alten Steinschnitten und Schriften käuflich. Von dort gingen wir über mehrere Höfe immer unter riesigen alten Bäumen zum Konfuzius-Tempel (Abb. 18), einer schönen Halle, rot mit bunten Simsen und gelbem Dach und von einem weißen Mar-

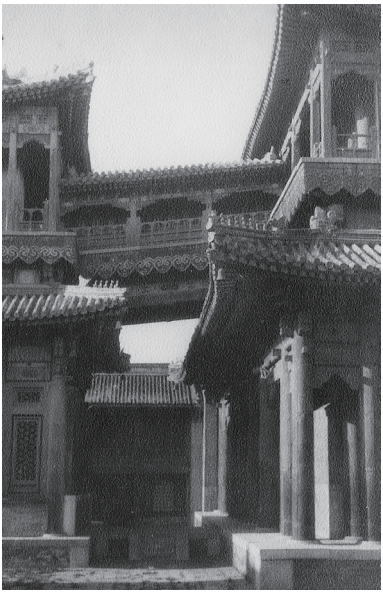

Abb. 17: Lama-Tempel

morgitter umgeben. Inmitten steht ein Thronsessel etwas erhöht, von dem der Kaiser selbst einmal im Jahr die Schriften des Konfuzius verlesen hat.

Für den Abend stand ein chinesisches Essen auf dem Programm. Unsere Rikschas, die so etwas immer gern tun, da für sie auch etwas dabei abfällt, mussten also um acht Uhr nochmals mit uns starten. Rudis lief wie immer leicht und straff dahin, meiner etwas schwer von einem Bein aufs andere fallend, so dass seine Hose sich immer schlaff mit

Abb. 18: Konfuzius-Tempel

hin und her schob. Aber ihr Weg war nicht weit. Vor den Toren der Verbotenen Stadt, direkt an einer großen Straße lag ein großes schönes chinesisches Speisehaus, welches Fräulein Schätte, die wieder unsere Führerin war, für uns auserkoren hatte. Die Kulis meinten, das wäre »first class« und schleckten sich auch schon mit der Zunge um den Bart und baten um eine kleine Extraspende. Wir steigen die sechs Stufen leicht hinauf, die wir nachher vollgegessen schwerer wieder herunterkamen, gehen dann von etwa sechs Boys begrüßt an der Küche vorbei in den Innenhof, um den herum all die vielen kleinen Stübchen liegen, in denen sich die mehr oder weniger großen Gesellschaften zum Essen finden. Wir mussten im Hof noch etwas warten, bis einer der Räume, der gerade wieder frei wurde, ausgemistet war; denn ein Schweinestall ist so etwas, wenn man fertig ist mit Essen. Alles, was man nicht braucht, wie die Schalen der Kürbis- und Sonnenblumenkerne, die man bis zum eigentlichen Essen knappert, die Papierstücke, mit denen man Teller und Bestecke (d.h. Stäbchen) nochmal gereinigt hat, ebenso

Fischgräten, für die man keine andere Bleibe weiß, wandert dahin. Der Boy bringt erstmal Tee und eine riesige Speisekarte, gerahmt und hinter Glas, die an der Wand gehangen hatte. Ein chinesisches Essen muss lang sein; also suchen wir acht Gänge aus und warten dann der Dinge, die da kommen werden; denn so ganz einfach war es mit der Bestellung nicht. Da gab es nun die herrlichsten Dinge: Haifischflossensuppe, Schwalbennestersuppe, geriebenes Hühnerfleisch, Bambussprossen mit feiner Sauce, Pilzkuchen, ein sauersüß gebackener Fisch (etwas ganz Fabelhaftes), Taubeneier, und zum Schluss das Beste, die berühmte Pekingente. Da kommt ein Teller mit Pfannkuchen feinster Art mitten auf den Tisch, von dem sich jeder einen auf die flache Hand legt, mit etwas Gewürz bestreicht mit einigen Stücken gebackener Ente belegt und dann mit Hilfe der anderen nackten Hand zuklappt, um dann nach Herzenslust hineinzubeißen. Wie das schmeckt, will ich Euch lieber nicht so ausführlich beschreiben, sonst läuft Euch das Wasser im Mund zusammen. Obwohl wir schon sehr satt waren, nahm doch jeder noch eine zweite, denn es war zu gut. Dazu gab es tüchtig Reiswein aus kleinen Schälchen. Die Pekingente wird auf ganz besondere Art zubereitet und es lohnt sich, es zu erwähnen. Nachdem sie gerupft, ausgenommen, gesäubert und gewürzt ist, wird sie mit Wasser gefüllt und über offen flammendem Holzfeuer schnell gebraten. Dabei wird sie von außen dunkelbraun und knusprig wie ein frisches Brötchen, während sie innen weich und zart bleibt durch das da drinnen kochende Wasser. Nach etwa 20 Minuten ist sie fertig und schmeckt unbeschreiblich schön. Ich vergaß noch zu sagen, dass alle Gerichte nur in einer Schüssel mitten auf den Tisch kommen, es gibt also keine Teller für jeden Einzelnen, sondern alle löffeln und fischen mit Stäbchen aus dem gleichen Napf. Es empfiehlt sich also, nicht mit Menschen, vor denen man sich ekelt, essen zu gehen. Ganz zum Schluss kommt dann noch ein riesiger Topf Reis, um die etwa noch vorhandene Leere auszufüllen. Bei uns war das weder nötig noch möglich. Wie gesagt kamen wir schon so kaum mehr vom Fleck und konnten noch am nächsten Tag davon zehren.

Abb. 19:
Grabmal eines Dalai-Lama, Dagoba
Abb. 20 (nächste Seite):
Grabmal eines Dalai-Lama, Relief

Das war ein Sonntag, an dem wir noch ein zweites Mal zum Himmelstempel hinausfuhren. Wieder bei strahlendschönem Wetter nahm uns alles nochmal genau so gefangen wie das erste Mal. Auf dem Rückweg machten wir in der Metallstraße noch einige Einkäufe, um dann am Nachmittag mit Schwester Gertrud, unserer Pensionsmutter, eine herrliche Rikscha-Fahrt vor die Tore der Stadt zu machen. Es war ein weites Stück für die guten Kulis, ganz quer durch die Stadt und noch ein Stück über die äußere Stadtmauer hinaus, gerade in der Gegend, wo die Kämpfe mit den Japanern begonnen hatten. Es ging durch heftig quakende Reisfelder, an Lehmhütten und zerschossenen Behausungen vorbei zum Gelben Tempel. Der Gelbe Tempel ist leider von den Chinesen selbst bei inneren Unruhen zerstört worden und bietet nicht viel. Man sieht nur, wie alles von den Decken und Wänden gerissen ist. Vorhänge hat man sich nicht die Mühe genommen abzuhängen, sondern man hat sie einfach abgerissen, so dass die letzten Fetzen noch oben unter der Decke baumeln. In den noch etwas erhaltenen Höfen wohnen Menschen, gleich Banditen so wild und dreckig, so aufdringlich und frech in ihren Forderungen. Nach langem Hin und Her einigen sie sich auf einen Dollar Besichtigungsgebühr und raufen dann miteinander über die Verteilung dieses Geldes. Gott sei Dank spricht Schwester Gertrud gut Chinesisch, was die Leute insofern einschüchtert, als sie wissen, dass man sich auskennt und weiß, wo die landesübliche Gaunerei in Gemeinheit übergeht. Uns ist dennoch so ungemütlich dabei, dass wir bald wieder zur Rikscha zurückkehren und unter der Tempelhofmauer ein Stück entlangfahren zum Grabmal eines Dalai Lamas, das gleich anschließt. Auf unser Rufen hin öffnet uns ein amtlicher Hüter das Tor der äußeren Mauer und führt uns ein.

Der kleine Tempel bietet uns wenig Neues, aber als wir ihn an seinem hinterem Ausgang verlassen, steht plötzlich eine große mongolische Pagode (Dagoba) vor uns (Abb. 19). Strahlend weiß mit goldener Haube steht sie vor dem blauen Himmel. Auf einem wuchtigen sechseckigen Sockel, der mit Reliefs aus dem Leben Buddhas geschmückt ist (Abb. 20), steht der mittlere flaschenartige Turm, umstellt von vier äußeren Türmen, die nicht ganz so hoch sind. Hier ist der Dalai Lama beerdigt, den der Kaiser Chien Lung aus Tibet gerufen hatte, den er aber, als er sah, dass er ein mächtiger kluger Mann war, nicht wieder heimließ. Er baute ihm ein Kloster vor den Toren Pekings, in dem er zwei Jahre lebte und vielen, die aus Peking zu ihm pilgerten Beichte und Gebet abnahm. Bevor er heimkehren wollte, starb er hier eines plötzlichen Todes und wurde hier unter dem Erinnerungsmal beigesetzt. Währenddessen wurde ein falscher Leichnam (an dem man keine gewaltsame Todesart feststellen konnte) mit allem Pomp nach Tibet geleitet, aber von gemieteten Räubern unterwegs geplündert, so dass der Kaiser seine gestifteten Trauergeschenke wieder zurückbekam.

Abb. 21: Feldweg außerhab Pekings

Auf dem Heimweg hatten unsere Kulis schwer zu schaffen, sie waren vom Weg abgeraten auf kleine Feldwege, die sehr sandig waren (Abb. 21). Ich war froh, als wir die Stadttore wieder erreicht hatten, es war mir etwas unheimlich, da draußen. Außerhalb der Stadttore kamen wir an dem seltsamsten Markt vorbei den es gibt (Abb. 22), wo alle Dinge schätzungsweise an ihren vierten oder fünften Besitzer gebracht werden sollen. Der unglaubliche Dreck, schiefgelatschte Schuhe, alte Rasiermesser, faules Obst, Hüte und was immer, wird dort verkauft und auch gekauft. In China kommt nichts um. Es gibt immer einen noch Ärmeren, der das noch gebrauchen kann. Das man eine ausgele-

sene Zeitung weiterverkauft, ist nur vernünftig, bei Kleidungsstücken ist das auch noch nicht so schlimm; aber wenn Lebensmittel so lange Wege machen, ist es schon schlimmer. Ich sah Stände mit dunkelblaurotem Fleisch und Fisch, dass ich schon deshalb dankbar war in einer Rikscha zu sitzen, die so schnell daran vorbeifuhr, dass ich außer dem allgemeinen Gestank diesen guten Duft nicht mitbekam.

Abb. 22: Altsachen-Markt

Es war ein heißer Tag und unsere armen Kulis schwitzten furchtbar. Sie waren sehr dankbar, als wir in der Stadt noch Einkäufe machten und ihnen so Zeit ließen sich zu verschnaufen und Tee von den Straßenhändlern zu trinken. Wir waren von unseren Einkäufen weniger befriedigt; denn es war wieder mal ein vergeblicher Versuch, Filme zu kaufen. Es gab nichts mehr.

Als wir an diesem Abend zum Abendessen erscheinen, begegnet uns Schwester Gertrud in der Halle und sagt: »Wissen Sie schon, dass Fräulein Schätte (unsere treue Begleiterin der letzten Tage) gekidnappt ist ?« Wir waren wie versteinert und ganz erlösend kam der Nachsatz, sie sei aber schon wieder frei. Nur zwei der vier deutschen Sonntagsausflügler haben die Räuber behalten, die anderen beiden haben sie entlassen, um das gewünschte Lösegeld (drei Pistolen mit Munition, zwei goldene Uhren und 5000 Dollar bar) zu holen.

Am Abend versuchten sie nochmals hinauszufahren. Aber es wurde schon dunkel bis sie zum Sommerpalast kamen, so kehrten sie dort um, da sie fürchten mussten, sich in den Bergen zu verlaufen und gar nochmal unter andere Räuber zu geraten. Am anderen

Morgen in aller Frühe wollten sie sich aufmachen, aber da erhielten sie schon die Nachricht, dass die beiden anderen durch japanisches Militär befreit waren. Die japanischen Soldaten hatten einfach hineingeschossen, bis die Räuber ihren Fang im Stich ließen und sich in die Berge flüchteten. Als wir an diesem Morgen an der deutschen Botschaft vorbeifuhren, sahen wir Fräulein Schätte im Hof stehen, ließen unsere Kulis gleich halten und einbiegen, um sie zu begrüßen und zu beglückwünschen.

Etwas später fuhren wir mit einem Auto und Schwester Gertrud hinaus vor die Tore der Stadt. Unsere Rikschas hatten gestreikt, sie könnten nicht zwei Tage nacheinander so weit laufen. Unser Ziel war die schöne Fünffinger-Pagode, die uns Schwester Gertrud noch zeigen wollte. Auf einem schmalen holperigen Feldweg, der an einem flachen Fluss vorbeiführte, kamen wir hin, machten vor einer alten niedrigen Mauer halt und, als wir durch das Tor hindurch kamen, bot sich uns ein herrlicher Blick. Unter riesigen Ginko-Bäumen lag am Ende eines schmalen Weges ein klotziges Rechteck, gekrönt von fünf Türmen. Vorn in der Mitte des Rechtecks befindet sich ein Eingangstor und innen im Bau zwei kleine Treppen, deren rechte man hinauf- und deren linke man hinuntergehen soll. Die Fassade des Rechtecks ist ganz und gar mit kleinen Buddha-Reliefs geschmückt, ebenso jeder der fünf viereckigen Türme. Nach je einer Reihe Buddhas kommt ein schmaler Dachkranz, von dessen vier Ecken Glöckchen hängen, die alle im Winde läuten. Jede Himmelsrichtung hat ihren Klang und das Ganze erinnert doch sehr an das Glockenläuten einer Kuhherde, die auf die Alm zieht. Unter dem mittelsten der fünf Türme soll sich ein Abdruck von Buddhas Fuß befinden.

Von hier aus fuhren wir wieder durch Felder und über schmale ausgefahrene Wege zur Acht-Meilen-Pagode, so genannt, weil sie acht Meilen vor der Stadt liegt. Leider steht sie ganz lieblos auf kahlem Felde und ist sehr baufällig. Auch sie läutet von jeder Dachtraufe mit unzähligen Glöckchen. Zu ihren Füßen stehen zwei alte Steinplatten. Eine

Abb. 23: Steinzeichnung Kwanyin

wundervolle Kwanyin mit Lotus ist da auf einen Stein gezeichnet (Abb. 23). Auf der Rückseite des Steines ist ein chinesischer Oberster Richter dargestellt. Die zweite Platte stellt eine sitzende Kwanyin dar, ist aber weniger gut zu erkennen.

An der Pagode vorbei führt die alte Straße zur Marco-Polo-Brücke und in die Westberge, wo noch heute eine Kamelkarawane nach der anderen zieht und Kohlen aus den Bergen bringt. Jedes Tier darf mit zwei Zentnern beladen werden. Auf der Heimfahrt erzählte Schwester Gertrud uns noch eine schöne Geschichte von der Beleuchtung Pekings: Als der Kaiser Hsien Feng hörte, das Paris eine Stadt weit weg im Land der Barbaren, nachts beleuchtet sei, befahl er, dass auch Peking, die Hauptstadt der Welt, nachts taghell zu beleuchten sei, und gab dem Minister vier Wochen Zeit zur Ausführung. Dieser fordert und erhielt hierzu vier Millionen Tael. Der Minister gab zwei Millionen und den Auftrag weiter an seinen nächsten Untergebenen. So ging es weiter, bis schließlich eine kleine Summe an jedes Polizeirevier kam. Die Polizei ging von Haus zu Haus und befahl, bei Todesstrafe habe jeder auf eigene Kosten vor seinem Haus nachts vier brennende Laternen aufzustellen. So war Peking über Nacht zur hellsten Stadt geworden, bis der Befehl in Vergessenheit geriet.

Am nächsten Vormittag ging es nochmal zum Mandschurischen Konsulat das nötige Durchreisevisum zu holen, und der Nachmittag musste fürs Packen bleiben. Mit dem Abendzug fuhren wir dann wieder heim. Drei Tage und Nächte auf der Bahn und noch ohne Schlafplätze. Aber mit unserem angeborenen Glück und der angewöhnten Dickfelligkeit klappte alles noch sehr gut, sogar Betten bekamen wir noch, durch Freundlichkeit und Geld, jedes an der rechten Stelle angewandt. Auch kamen wir mit all unseren schönen Mitbringseln wohl mit Herzklopfen aber doch heil über alle drei Grenzen und fanden in Omori[3] die Kinder vergnügt wieder, was dem Ganzen einen zufriedenen Beschluss gab.

3 Vorort von Tokyo zwischen Yokohama und Tokyo, wo auch die deutsche Schule lag.